



Gut gelaunt im Morgenkreis. Kinder und die Erzieherin Irina Taskin im Russisch-Deutschen Kindergarten Skaska in Frankfurt.

Foto Frank Röth

Irina Haupt war noch nie in Russland. Obwohl sie das „R“ rollt und manchmal falsche Artikel verwendet. Russisch beherrscht sie immer noch besser als Deutsch. Aber eigentlich ist Russisch nicht die Muttersprache der Kindergartenleiterin, die heute in Frankfurt lebt. Es ist kompliziert.

Haupt ist Russlanddeutsche. Ihre Volksgruppe war vor etwa 300 Jahren ausgewandert. Katharina die Große lud im 18. Jahrhundert deutsche Siedler nach Russland ein, damit sie Äcker bestellen und die Wirtschaft ankurbeln; aus Hessen kamen damals besonders viele. Ihre Nachfahren erlebten den Zerfall des Zarenreichs, den Aufstieg der Sowjetunion, lernten die Sprache, viele heirateten Russen. Kultur und politische Einstellungen veränderten sich.

Wohl wegen dieser Erfahrungen, weitergegeben über die Generationen, stehen heute viele Russlanddeutsche, die in die Bundesrepublik zurückgekehrt sind, den Konflikten zwischen Russland und Deutschland ambivalent gegenüber. Wird Haupt gefragt, was sie von der Politik des Kremls hält, ist sie unsicher. Vieles kann sie verstehen, zum Beispiel, dass die Krim wieder zu Russland gehören soll. „Das waren ja fast alles Russen dort“, sagt sie. Auch die russischen Medien seien gar nicht so schlecht, wie sie hier dargestellt würden. „Der Ton ist schärfer. Manchmal glaube ich, dass das deutsche Fernsehen uns schonen will.“ Aber sie kann auch die deutsche Position nachvollziehen. Und fühlt sich der Gesellschaft hier näher als der in Russland. Es ist die Zerrissenheit am Ende eines auch für sie persönlich weiten Weges.

Irina Haupts Geschichte beginnt vor fünfzig Jahren in einer der Sowjetrepubliken. Die meisten Russlanddeutschen leben zu dieser Zeit in Kasachstan oder Kirgistan, Haupt und ihre Familie in Usbekistan. Es ist nach der Vertreibung aus dem fruchtbaren Wolgagebiet und nach dem Zweiten Weltkrieg, der hier Großer Vaterländischer Krieg heißt. Viele der deutschen Siedler sind in die ärmeren Sowjetstaaten abgeschoben worden. Sie werden unterdrückt. Auch wenn Usbekistan damals Teil der Sowjetunion ist und Russisch gesprochen wird – die Russische Sowjetrepublik hat Haupt nie gesehen. „Es wäre schön für uns gewesen“, sagt sie und kneift den Mund leicht zusammen. „Wir wurden in die ärmsten Gegenden vertrieben.“

1966 wird Haupt in Taschkent geboren. Sie wächst in der usbekischen Hauptstadt auf, spricht zu Hause Deutsch und auf der Straße Russisch. Es ist keine einfache Zeit, viele Konflikte schwelen. Haupts Großmutter etwa kann gar kein Russisch, denn sie hat vor der Vertreibung in einer deutschen Siedlung gelebt. Zwei ihrer Kinder verhungerten in der Stalin-Zeit, sie wurde mehrmals inter-

Zwischen den Stühlen

Russlanddeutsche hatten es nicht leicht in der Sowjetunion. Eine Frankfurterin auf der Suche nach kultureller Identität in einer Zeit, da das Klima zwischen ihren Heimatländern schwierig geworden ist. *Von Theresa Weiß*

niert, schließlich nach Usbekistan gebracht. Weil sie zu den „Deutschen“ gehörte. Das Mädchen Irina spricht besser Russisch als Deutsch, denn in der Schule und im Alltag läuft alles in dieser Sprache. Wenn sie mit ihren Freunden den Großen Vaterländischen Krieg nachspielt, muss sie trotzdem immer „der Deutsche“ sein, der überwältigt wird. „Ich fand das so gemein“, erinnert sie sich. Im Fernsehen laufen damals Filme, die zeigen, wie schlimm der Krieg und die Nazis waren. Sie erinnert sich, dass sie als Kind dachte, „Faschist“ sei eine Nationalität. Ihre Nationalität.

Irina Haupt wollte schnell heiraten. Einen Russen, damit sie ihren deutschen Nachnamen loswerden konnte. Denn eine Arbeit zu finden oder befördert zu werden war schwierig für eine „Haupt“. Doch auch nach der Hochzeit, mit dem

russischen Nachnamen hörten die Schikaren nicht auf. Auch Haupts Schwester hatte Probleme wegen ihrer Herkunft: Als sie einen jungen Russen heiraten wollte, der eine gute Stelle hatte, wurde ihr gedroht, dass ihr Verlobter die Arbeit als leitender Angestellter verlieren würde, wenn sie heiratete. Sie taten es trotzdem – und Haupts Schwager wurde degradiert. „Das Leben an sich war in Ordnung, meine Arbeit war gut, aber die Diskriminierung nahm kein Ende“, sagt Haupt heute. Ihre Augen verengen sich ein bisschen. „Ich habe es so gehasst“, presst sie dann hervor.

Als es für ihre Volksgruppe möglich wird, die Sowjetunion zu verlassen, zögert auch Irina Haupts Familie nicht lange. Es ist das Jahr 1992. Zuerst geht ihr Bruder mit seiner Familie nach Deutschland, zwei Jahre später kommt Irina mit

ihrem Mann und ihren zwei Kindern nach. Die Reise ist die letzte Erniedrigung: Am Flughafen müssen sie sich nackt ausziehen, werden als Verräter beschimpft.

In Deutschland ist ihr Ziel Frankfurt, wo ihre Vorfahren herkamen. Infolge des Spätaussiedler-Gesetzes, das sie als Nachkommen einer verfolgten Gruppe mit deutschen Wurzeln anerkennt, dürfen die Haupts bleiben. Sie sollen aber beweisen, dass sie „die ganze Zeit stolze Deutsche“ gewesen sind. Schwierig – wenn man jahrelang wegen seiner Herkunft herabgesetzt wurde und deswegen eher versucht hatte, alles Deutsche abzulegen. Aber schließlich klappt es: Haupt bringt ihren Landsleuten Deutsch bei, später auch anderen Migranten in Bad Homburg. Auch ihr Mann findet schnell eine Arbeit. Die Familie nimmt sogar wieder den Namen Haupt an.

Wenn die Fünfzigjährige heute erzählt, wie sie nach Deutschland gekommen ist, tut sie das lebendig und leidenschaftlich. Ein Engagement, das dem entspricht, wie sie die bilingualen Kindergärten am Frankfurter Berg leitet. Die Kinder sprechen dort Deutsch und Russisch. Es sind auch einige Kinder von Russlanddeutschen angemeldet, die eine Chance haben sollen, beide Sprachen zu lernen. Denn die Kinder der Zurückgekehrten haben oft kein Russisch mehr gelernt, auch nicht Haupts Tochter. Katharina war zwei Jahre alt, als sie nach Deutschland kam. Zwar versteht sie Russisch, sie antwortet jedoch lieber auf Deutsch. Sie fühlt sich als echte Frankfurterin. „In meinem Freundeskreis war ich immer die Deutscheste“, sagt sie und schmunzelt. Für sie gibt es kein Entweder-oder, sie glaubt, etwas von beiden Kulturen zu haben. Neuen Bekannten erzählt sie manchmal, dass sie zur Hälfte Russin sei. „Dann ist gleich klar, um welchen Kulturraum und welche Sprache es geht.“

Die zweite Generation der Rückkehrer ist sich oft nicht sicher, wohin sie eigentlich gehört. In der Sowjetunion waren sie „die Deutschen“, zurück in Deutschland werden sie „Russen“ genannt. Auch deshalb haben viele Kinder in der zweiten Generation so gut wie kein Russisch gelernt. Sie wollten eindeutig zu einer Seite gehören. In der dritten Generation dreht sich der Trend jedoch – viele wünschen sich, dass ihre Kinder beide Sprachen sprechen. Auch Katharina Haupt hofft, dass sie einmal etwas von der russischen Gastfreundschaft, der Herzlichkeit und den Werten weitergeben kann, wenn sie Kinder bekommt. Und nicht zuletzt auch die Sprache.

Wer möchte, dass seine Kinder mit beiden Kulturen aufwachsen, der schickt sie in einen zweisprachigen Kindergarten, so wie Haupts Kita „Winnie Puuh“ oder die russisch-deutsche Kita Skaska in Sachsenhausen. Dort gibt es immer zwei Erzieher in jeder Gruppe, einer spricht nur Deutsch mit den Kleinen, der andere nur

Russisch. Bei Haupt geht es vor allem um das Lernen der Sprache, im Skaska steht auch viel russische Kultur auf dem Programm. Die Kita feiert alle russischen Feiertage, Schach und Ballett werden gefördert – und (das russische Wort dafür heißt Skaska) Märchen erzählt. In der russischen Kultur haben phantastische Erzählungen einen hohen Stellenwert, sie vermitteln, was richtig und falsch ist.

Um diese Tradition mit Sprachtraining zu verbinden, werden im Skaska oft Märchen auf Russisch erzählt, danach reden die Kinder dann auf Deutsch darüber, worum es eigentlich geht. Erzieherin Xenia Kalinichenko glaubt, dieses reiche Angebot sei „typisch russisch“, die Kinder sollen nicht nur spielen, sondern auch gefördert werden. „Die deutschen Eltern sind da entspannter“, meint Kalinichenko. Im Skaska sind auch einige Kinder von Russlanddeutschen. Die meisten kommen aber aus Familien, in denen ein Elternteil russisch ist. Sie seien oft strenger erzogen als die „Deutschen“ und bekämen von zu Hause mehr Disziplin antrainiert, meint die Erzieherin.

Die Nachfrage ist groß: Sowohl für das Skaska als auch für die Kita „Winnie Puuh“ gibt es lange Wartelisten. Haupt, die ihre Kindertagesstätte vor sechs Jahren gegründet hat, plant jetzt schon die zweite. Dass die Einrichtung „Winnie Puuh“ heißt, ist übrigens kein Zufall. Es gibt nämlich zwei honigschleckende Bären, die auf diesen Namen hören: Aus Großbritannien kommt der hier alleits bekannte gelbe Bär. In Russland gibt es einen anderen – er ist braun und viel frecher als sein britischer Bruder. Haupt wollte einen Namen für ihre Kita, mit dem alle etwas anfangen können, unabhängig von der Sprache. Grenzen zu überwinden ist ihr sehr wichtig.

Auch wenn Haupt deutsche Staatsbürgerin ist – manchmal verhält sie sich noch so, wie es in der Sowjetunion üblich wäre. Vor einer Weile wurde sie etwa am Knie operiert. Der Arzt machte seine Sache gut, fand sie, und wollte ihm deswegen etwas Gutes tun. Zum nächsten Termin gab es deswegen eine Flasche Whiskey für den Chirurgen. Als Haupts Tochter das mitbekam, schüttelte sie nur den Kopf. „Mama, so was macht man in Deutschland doch nicht“, soll sie gesagt haben. Hochprozentiges als Dank – typisch russisch.

Haupt ist in Frankfurt angekommen. Ihr fiel es leicht, sich zu integrieren. In ihrem Bekanntenkreis ist es ähnlich. Die meisten, die aus der Sowjetunion zurückkehrten, fasten in Deutschland schnell Fuß, bauten Häuser und waren, wie Haupt betont, „keinen Tag arbeitslos“. So ganz deutsch ist Haupt dann aber doch nicht. Wenn sie einem voller Wärme die Hand drückt, leidenschaftlich erzählt oder den Kopf energisch über die Politik schüttelt, wenn sie die Ungerechtigkeiten, die sie erlebt hat, einfach wegwacht, erlebt man ein Stück russische Seele.

AM RANDE



AUS DEM SOMMERLOCH

VON HELMUT SCHWAN

Selten war ein Sommerloch so willkommen wie diesmal. Erschöpft nach einem Jahr, in dem fast alle Anstrengungen darauf gerichtet waren, den Ansturm der Flüchtlinge zu bewältigen, haben auch die politischen Akteure in Hessen darauf verzichtet, aus dem Urlaub Konflikte zu inszenieren. In Hessen kam noch erleichternd hinzu, dass die schwarz-grüne Koalition ihre Halbzeitbilanz schon Wochen vor den Ferien ziehen konnte – ein ebenso müdes Ritual wie die pflichtschuldige Kritik der Opposition.

„Sommerreisen“ gelten auch in diesem Jahr als Vehikel, allmählich wieder zurück in den Politikbetrieb zu finden. Sie sind mitunter abenteuerlich zusammengestellt. Finanzminister Thomas Schäfer zum Beispiel war am Donnerstag erst mit Finanzexperten zu einem „Brexit-Lunch“ in der Frankfurter Helaba verabredet, dann begleitete er Kontrollen des RMV auf einer Fahrt nach Marburg, um abends zurück in Wiesbaden auf dem Weinfest zu sein. Umweltministerin Priska Hinz war am selben Tag im Kreis Fulda unterwegs, übergab dort Förderbescheide für Hochwasserschutz und Studentenwohnungen und schaute dann noch auf einem Bauernhof vorbei, der als mustergültig in Sachen Biodiversität gilt.

Auch wenn sich Sinn und innerer Zusammenhang solcher Visiten mitunter nur schwer erschließen, ist das Anliegen doch legitim: Man will im Gespräch bleiben, Bürgernähe üben und – das darf man tatsächlich glauben – sich informieren und mit den Menschen über ihre Sorgen sprechen. Weil, so lautet eine Schlussfolgerung der etablierten Parteien nach dem Aufstieg der AfD, man habe zuletzt zu wenig hingehört.

Abgesehen von der Sorge, in Hessen könnte sich in den nächsten Wochen ein Anschlag ereignen, wird das politische Geschehen nach der Sommerpause schon vom Blick auf die Wahlen 2017 bestimmt sein. Schwarz-Grün wird mehr denn je auf seine Tauglichkeit für Berlin begutachtet werden. Disharmonien in Wiesbaden sind daher weiterhin nicht zu erwarten. Umso interessanter wird sein, wie Differenzen, etwa in der Frage, die Maghrebstaaten als sichere Herkunftsländer einzustufen, bewältigt oder umgangen werden.

Und solange die Kanzlerin sich in Schweigen hüllt, bleibt der hessische Ministerpräsident als Nachfolger von Joachim Gauck im Gespräch. Volker Bouffier hat nun einmal der CDU die Option mit den Grünen eröffnet – und nach seinem Bekunden viel von ihnen gelernt. Wenn aber das alte Muster weiter gilt, so kurz vor einer Bundestagswahl sei die Wahl des Bundespräsidenten ein Signal für eine mögliche neue Koalition, dann gibt es in der Union wenige andere Kandidaten. Allerdings: Wer oft und früh für eine Position gemacht wird, bekommt sie meistens nicht.

Sonne macht nur mal Pause

IR. RHEIN-MAIN. Der Sommer, der nach Meinung vieler in diesem Jahr so recht keiner war, soll noch einmal zurückkommen. Das versprechen zumindest die Wetterkundler auch für die Rhein-Main-Region. Allerdings wird es heute aller Voraussicht nach damit noch nichts, es soll wechselhaft weitergehen. Zwischen vereinzelten Schauern können sich auch Gewitter schieben, die Temperaturen erreichen laut Vorhersage höchstens 22 Grad. Auch für den Montag bleibt das Wetter nach den Berechnungen der Meteorologen eher herbstlich, ehe am Dienstag sich wieder die Sonne durchsetzen könnte mit Höchstwerten knapp unter 30 Grad.



Irina Haupt und Tochter Katharina in der bilingualen Kita Winnie Puuh. Foto Helmut Fricke